

Leben, um zu arbeiten?

Wie der Markt unser Konzept von Sinn und Selbstwert zu dominieren droht – und was wir dagegen setzen können

Von Johannes Czwalina

„Die Zukunft braucht uns nicht.“ Der Satz stammt von Bill Joy, Mitbegründer und Vordenker der Computerfirma Sun; zitiert hat ihn das amerikanische Magazin „Wired“ auf dem Titelblatt. Wir stehen heute erstmalig an dem Punkt, dass Menschen nicht mehr gebraucht werden, um die Wirtschaft zum Wachsen zu bringen. Im Gegenteil: Entlassungen und Sozialpläne kosten Unternehmen heute weniger als die Erhaltung von Arbeitsplätzen – es ist mehr als fraglich, ob es jemals wieder genug (Erwerbs-) Arbeit für alle geben wird. Dabei bedeutet Arbeitslosigkeit für viele einen Absturz ins Leere, Sinnlosigkeit im Alltag, frustriertes Leiden.



Arbeitende Menschen wiederum drängt die Dynamik der Arbeitswelt oft dazu, sich vom Beruf absorbieren zu lassen. Sie opfern in der ersten Hälfte ihrer Karriere ihre Gesundheit, um viel Geld zu verdienen; später geben sie das viele Geld aus, um ihre Gesundheit zurückzuerhalten. Sie nehmen in Kauf, dass ihre Familie zerrüttet ist, dass sie schlecht schlafen, dass sie ihre Wertebasis, die ihnen Selbstwertgefühl gegeben hat, angeknackst und ihre Freude eingebüßt haben.

Gerade Menschen in verantwortungsvollen Positionen leiden oft daran, dass sie sich völlig dem Marktgeschehen ausliefern, ihre Bestätigung – bewusst oder unbewusst – allein im Beruf suchen und hieraus die Kraft ziehen wollen, die sie früher aus anderen Lebensbereichen – Familie, Gesellschaft, Religion etc. – geschöpft haben, um wiederum in ihrem Berufsalltag Durchhaltevermögen und Freude zu haben. Nicht unser persönliches Wohlergehen bestimmt unser Verhalten auf dem Markt, sondern der Markt oktroyiert uns unser Verhalten und unser Konzept von Wohlergehen auf.

Beide Probleme, Sinnleere aufgrund von Arbeitslosigkeit ebenso wie leere Karriereerfolge um einen hohen Preis, sind letztlich nur unterschiedliche Facetten der Dominanz, die „der Markt“, also die Summe der wirtschaftlichen Mechanismen, heute ausübt. Dabei ist der Markt an sich nicht das Problem – der Markt wird erst zum Problem, wenn er mehr wird als ein Instrument in der Hand der Menschen, wenn er ethische Maximen aufzustellen beginnt, seine Eigendynamik eine neue Ethik kreiert; wenn er nicht mehr zur Ernährung der Familie dient, sondern selbst zur neuen Familie wird, wenn er nicht zu einem Teilbereich des Lebens der Gläubigen gehört, sondern gleich selbst zum Glauben wird.

Wo der Markt die Stelle der Verehrung Gottes einnimmt, treten immer Ideologien auf den Plan – der Markt nimmt totalitäre Züge an und bringt die personale Würde zum Erliegen. Voraussetzung ist aber, dass der Mensch mitmacht.

Ein Menschenbild, das den Menschen nicht meint

Das gegenwärtige Denken stützt sich mit leisen Sohlen auf ein utilitaristisches Menschenbild, das den Sinn des Menschseins mit Kategorien wie Bildung, Alter, Verwendbarkeit, Rasse oder Updating-Potenzial misst. Das Unwort des Jahrhunderts heißt „Menschenmaterial“. Geprägt wurde es im Dritten Reich. Wie weit sind die heutigen Worte „Human Resources“ (menschlicher Rohstoff) und „Human Capital“ davon entfernt? Auch das Wort „Arbeitsmarkt“ bringt es auf den Punkt: Es geht um Menschen, die sich „kaufwilligen“ Unternehmern anbieten.

Im Zusammenhang mit Menschen Wörter zu benutzen, die eigentlich nur auf Dinge anwendbar sind, zeigt nicht nur die zahlenmäßige Reduktion an Menschen in der Arbeitswelt, sondern auch die Reduktion an Menschlichkeit. Der Mensch – nach Preis und Nachfrage feilgeboten und gehandelt – wird unmerklich zur Ware.

So sucht der Markt nach dem Menschen mit „übermenschlichen“ Qualitäten: der ohne Pause arbeitet, der keine Streicheleinheiten und Anerkennung braucht, der keine familiären Bindungen besitzt, der nicht traurig ist, der keine Sehnsucht nach Liebe kennt, der sich niemals auf etwas zu freuen braucht. Man muss flexibel, dynamisch, unsensibel, robust, belastungsfähig sein, um ins Programm unseres Wirtschaftssystems zu passen. Welcher Mensch kann da mithalten? Aber die Menschen selbst sind es, die Arbeitskräfte suchen mit möglichst unmenschlichen Zügen, die das vorantreiben, was sie als Menschen ersetzbar macht.



Die Wurzeln dieses unmenschlichen, marktgerechten Menschenbildes liegen in den Umwälzungen des 18. und 19. Jahrhunderts: Ein Gemisch von Aufklärung, Rationalismus, Liberalismus und der darin eingebetteten aufkommenden Industrialisierung begründeten die Marktwirtschaft. Mit dem Fabrikssystem begann die Trennung von Arbeits- und Wohnstätte. Die Zeit wurde in Phasen des Arbeitens und des Erholens auseinandergerissen. Man begann, auf die Uhr zu schauen. Die Welt schrumpfte in ihrer Bedeutung zu einem zu bearbeitenden Rohstoff. Die Gewinnmaximierung wurde immer wichtiger. Das Verhältnis zwischen Arbeit und Familie geriet aus den Fugen. Konstellationen begannen sich zu entwickeln, die uns bis heute beschäftigen. In den Fabriken brauchte es die ständige Zufuhr von Arbeitskräften, die in der Familie „produziert“ wurden. Die Familie hatte sie zu pflegen und zu versorgen, damit sie im Arbeitsprozess funktionieren konnten.

Die Arbeit wurde zu einer zu verkaufenden Ware degradiert. Als solche wurde sie bisher in der Wirtschaft gehandhabt – übrigens auch im kommunistischen Osten: Zum Beispiel reduziert Karl Marx in seinen späteren Schriften die Arbeit auf einen durch Geld messbaren Warenwert und sieht die gesellschaftlich nützliche Arbeit als dasjenige Merkmal, das den Menschen vom Tier unterscheidet.

Bedeutung der Arbeit in Antike und Bibel

Drehen wir das Rad der Zeit weiter zurück, so ist der Befund ein ganz anderer. In der Steinzeit lag die tägliche Arbeitszeit bei zwei bis vier Stunden. Wie auch immer es den Menschen damit ging – das Wesen des Menschen fordert also keineswegs, dass die Zeit, in der man nicht schläft, zwingend in Arbeit aufgehen muss.

Die alten Griechen ebenso wie die Römer bevorzugten den Lebensstil der Muße; Arbeit war negativ belegt. Bei den Römern hieß sie „negotium“, Nicht-Muße. (Um die Muße zu verwirklichen, brauchte es freilich außer denen, die ihr huldigten, Sklaven und Sklavinnen.)

Ziel des wirtschaftlichen Denkens und Lebens war nicht der Gewinn, sondern die Gewährleistung häuslicher Geborgenheit, politische Einflussnahme und eigenständiger Lebensplanung. Schon Aristoteles kontrastierte in seiner „Politik“ die Lebensform des bios politikos – des freien, um das gute Leben bemühten Menschen – gegenüber dem bios chrematikos – derjenigen menschlichen Lebensform, die der zielpervertierten, zweckentfremdeten Erweiterung des Reichtums um des Reichtums willen nachgiert.

Positiver, aber nicht überschwänglich die Bewertung von Arbeit in der Bibel:



Einerseits ist die Arbeit in ihrer Mühsal eine Folgeerscheinung des Sündenfalls und somit ein Fluch (1. Mos 3, 17). Andererseits gilt aber gerade dieser Fluch auch als Segen für den gefallen Menschen: „Unser Leben währt 70 Jahre und wenn es kostbar war, war es Mühe und Arbeit.“ (Ps 90, 10) Die Last, aber auch das Recht auf Arbeit, gehört zu den Grundrechten des „gefallenen“ Menschen. Nur in der Arbeit kann der Mensch zu sich selbst finden und seine vollen Möglichkeiten entfalten.

Eine wesentliche, positive Seite von Arbeit findet sich bereits vor dem Sündenfall: In 1. Mos 2, 15 führt Gott den Menschen in den Garten Eden – auf dass er „ihn bebaue (leabdah – wörtl.: dienen) und bewahre (leschamra)!“ Der Mensch soll demnach einen Aspekt der Schöpfungstätigkeit Gottes widerspiegeln. Er bekommt einen „Kulturauftrag“, er soll die Schöpfung gestalten und bewahren – also durch Arbeit Individualität und schöpferische Freiheit entfalten. Und im Neuen Testament dient Arbeit nicht nur dazu, sich selbst zu erhalten, sondern auch, Mitmenschen zu unterstützen. Paulus schreibt (Eph 4, 28): „Wer stiehlt, stehle nicht mehr, sondern arbeite mit den eigenen Händen, damit er habe mitzuteilen, dem, der es nötig hat.“

Arbeit kann nach biblischem Verständnis auch pervertiert werden, etwa durch Habsucht oder Arbeitswut. Die Bibel warnt vor einer Haltung, die Mitmenschen und ihre Bedürfnisse ignoriert und



den Besitz zum Götzen macht. Sie warnt vor Sorge, die zu rastloser Arbeit führt, und ebenso warnt sie vor Müßiggang und Gleichgültigkeit. Am dritten Gebot wird diese biblische Vorstellung von Arbeit plastisch: Erst in der Nicht-Arbeit, in dem einen Tag (nicht mehr) der Ruhe und Besinnung, kann der Mensch das Glück ermesen, arbeiten zu dürfen. Wer den Ruhetag nicht nutzt, wird zum Knecht der Arbeit und riskiert, ein Suchtverhalten zu entwickeln. „Das Wenige, was ein Gerechter verdient, ist mehr wert als das Viele, das ein Gottloser sich erhascht.“ (Ps 37, 16) Nur der Mensch, der Arbeit als Bestandteil und Segen in seinem Leben anerkennt und der wie er arbeitet höher bewertet als wie viel er verdient, darf langfristig mit Wohlergehen rechnen. Das Produkt der Arbeit spielte eine sekundäre Rolle.

Zurück zu einer personalen Würde

Der Mensch als ebenbildliches Geschöpf Gottes ist von seiner personalen Würde her Krönung der Schöpfung und stellt für den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bereich – unter Gott untergeordnet – das Maß der Dinge dar. Entgegen der heutigen Tendenz steht über der Würde des Gewinns die Würde des Menschen! Diese Würde gilt es, bezogen auf die Arbeitswelt, wieder zu finden und neu zu definieren. **Dazu einige Denkanstöße:**

Lebensaufgabe statt Job!

Hilfreich erscheint die klare Unterscheidung zwischen Job und Lebensaufgabe: Zu wissen, dass mit der eigenen Einzigartigkeit eine Aufgabe korrespondiert, zu der die persönlichen Charaktermerkmale benötigt werden. Diese Lebensaufgabe ist nicht den Unberechenbarkeiten des Markts unterworfen. Sie ist höher zu bewerten als der Job, der heute kommt und morgen geht. Sich für diese Lebensaufgabe einzusetzen, bedeutet Erfüllung – unabhängig davon, ob es sich um eine klassische Erwerbstätigkeit handelt und wie viel Geld dabei erwirtschaftet wird. Zur Lebensaufgabe gehört das persönliche Wissen um eine existenzielle Verankerung, die Selbstachtung und Selbstwertgefühl begründet. Eine entwickelte und konkrete Vorstellung von der eigenen Lebensaufgabe macht von Turbulenzen unabhängig und verleiht Reife, Kraft und Gelassenheit.

Haben oder sein?

Ein Arbeitgeber kann zwei verschiedene Unternehmensziele verfolgen:

1. Die Mehrung von Haben: Im Mittelpunkt steht die Umsatzmaximierung. Der Mensch ist Produktionsfaktor. Der treibende Faktor ist der Egoismus.

2. Die Mehrung von Sein: Im Mittelpunkt unternehmerischen Handelns steht die Person und der Sinn ihrer beruflichen Tätigkeit. Diese Einstellung führt im Gegensatz zur irrümlichen Meinung vieler nicht zur Verarmung, sondern signalisiert lediglich, dass das Materielle nicht das allein Glückseligmachende im Leben ist, und dass Gewinne und Umsätze nicht Selbstzweck sein können. Oder – wie es ein Pionier der Automobilindustrie mit Blick auf das Wohlergehen seiner Angestellten gesagt haben soll: „Autos kaufen keine Autos.“

Wir brauchen für die Zukunft eine neue Kultur, die nicht nur nach einem Mehr an Gewinn, sondern wieder nach einem Mehr an Lebensqualität trachtet. Der Markt selbst hat in sich keine Kraft zur Umkehr. Darum ist jeder einzelne Entscheidungsträger aufgerufen, Schritte in eine neue Richtung zu gehen. Menschen hingegen, die sich ohne nachzudenken den herrschenden Marktgesetzen unterwerfen, werden selbst Opfer ihres Denkens, dass immer der Stärkere siegt.

Wege nicht mit Zielen verwechseln

In den meisten Ziel- und Zweckvorgaben, die uns der Markt anbietet, sind Wege und Ziele vertauscht: Mittel und Wege des Lebens werden gleich selbst zum Lebensziel deklariert. (Was übrigens nicht auf Atheismus beruhen muss: Viel öfter habe ich Führungskräfte mit verirrter Religiosität kennen gelernt, die ihr Bedürfnis nach Ewigkeit in Mitteln des Lebens statt in Zielen auszuleben versuchen.) Die Folge: Irgendwann betrachten wir uns nur noch von unserer Funktionstüchtigkeit her; warum wir überhaupt funktionieren sollen, ist kein Thema. Die Mittel werden immer perfekter, die Ziele verworrener. Wenn wir Wege zu Zielen machen, laufen wir aber Gefahr, das einzubüßen, was die Würde des Menschen ausmacht. Zugespitzt: Die uneingeschränkte Priorisierung der Werte des Marktes über andere Werte des Lebens gefährdet die Zukunft unserer demokratischen Gesellschaft.

Die richtige Basis unseres Selbstwertgefühls

Als arbeitende Menschen müssen wir uns eine wesentliche Frage stellen: Arbeite ich, damit ich wertvoll bin, oder arbeite ich, weil ich wertvoll bin?



denken

Fühle ich mich nur dann wertvoll, wenn ich leiste? Wenn wir lernen wollen, uns unabhängig von unserer momentanen Nützlichkeit, unserem akademischen Grad, unserem Gesundheitszustand, unserem Aussehen oder unserem Marktwert als wertvoll anzuerkennen, dann führt der Weg in unsere frühe Kindheit zurück. Die Zuwendung der Eltern signalisierte, dass wir wichtig und wertvoll für sie sind – ohne dafür etwas getan zu haben. Unsere ersten Erfahrungen und damit die Grundlage für unser späteres Suchen nach Identität verdanken wir also nicht einer Leistung, sondern einer Beziehung.

Diese Erfahrung legt das Grundmuster: Wirklicher Sinn, der uns befriedigt, muss ein Sinn sein, der die Grundlage für Leistung ist, aber niemals die Leistung zur Grundlage hat. Auch die höchste Anerkennung, die wir in unserer Erwerbsgesellschaft erwerben können, wird niemals auch nur andeutungsweise so tief reichen wie die Anerkennung und das Urvertrauen, die wir in unserer frühesten Kindheit geschenkt bekommen haben. Die Identität, die wir suchen und gerade auch in der Arbeitswelt brauchen, ist eine geschenkte Identität, die nicht wegen unseres Tuns besteht, sondern wegen unseres Seins. Als Christen finden wir diese Identität in dem Glauben, dass wir nicht Gottes Knechte sondern seine Kinder sind, und dass Gottes Liebe bedingungslos und unabhängig von unserer Leistungskraft ist und bleibt.

Johannes Czwalina, geboren 1952 in Berlin, lebt seit 1973 in der Schweiz, wo er Theologie studierte. Nach zehnjähriger Tätigkeit als Großstadtpfarrer gründete er 1990 die Czwalina Consulting AG in Riehen bei Basel, die Führungskräfte berät. Johannes Czwalina ist verheiratet und hat vier Söhne. Buchpublikationen:

- „Wenn ich nochmal anfangen könnte ...“. *Lebenswert leben* (mit Bildmotiven von Andreas Felger), Brendow 2003
- *Zwischen Leistungsdruck und Lebensqualität. Warum der Markt keine Seele hat ...*, Bosse & Ortlepp 2003
- *Karriere ohne Sinn? Der Manager zwischen Beruf, Macht und Familie*, Resch-Verlag Gräfelfing 1998 (2. Auflage)

